

Nr. 202. Bromberg, den 3. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

4. Fortsetzung.

II.

In der Ecke gegen die Bodenwiesen hin, stand das Berteles-Häuschen, zu dem etwa acht Morgen Feld und Wiese gehörten. Der Berteles war, so lange er lebte, ein sparsamer Mensch gewesen. Zimmermann von Hause aus, ging er vom zeitigen Frühjahr bis in den späten Herbst auf Arbeit, indes sein Weib daheim die Wirtschaft besorgte. Kam er von der Arbeit, dann griff er ebenso selbstverständlich nach Pflug, Sense oder Hacke, wie er es am Morgen tat, bevor er auf den Zimmerplatz ging. Hochgewachsen, blond, zuverlässig, war er ein gern gesehener Mann, sowohl als Arbeiter wie als Mensch.

In dem Manne lebte etwas vom Dorfpoeten, aber ohne daß es aufdringlich gewesen wäre oder daß sich der Zimmermann selber überschätzt hätte. Seine Poetennatur machte sich auch weniger in Versen Luft, als sie sich in seinem Hauswesen betätigte. Die Verse verbarg er scheu, und nur sein Weib wußte darum. Von der Mutter erfuhr es das Mariele nach des Vaters Tode. Sie übergab der Tochter ein dünnes Schulschreibheft. „Mariele, das hat der Vater geschrieben. Ich habe immer viel darauf gehalten, und wenn du auch jetzt noch nicht alles verstehst, so halt das Buch doch in Ehren. Mit der Zeit begreifst du auch das Letzte."

Seitdem lag das Heft in des Mädchens Lade, die Verse aber trug sie im Herzen, und es kam gar nicht selten vor, daß sie, wenn ihr Schatz neben ihr in der Laube saß, einen Vers mit leise schwingender Stimme hersagte, so wie er ihr aus dem Gemüt blühte, ihn in *der* Stunde gewissermaßen selber schaffend.

Das Häuslein hatte der Berteles aus seinen und seiner Frau Ersparnissen gekauft und es, als ihm ein kleines Erbteil zufiel, von Grund aus nach seinen eigenen Plänen umgestaltet. Allen, die durch Schönbach gingen, fiel es angenehm auf. Geradezu wunderschön war der Garten und war damit etwas Außergewöhnliches weit und breit; denn Bauerngärten verraten gewöhnlich nur, daß ihre Herren und Herrinnen keine Zeit haben. Sie sind zumeist eine bunte Wildnis.

Bunt war auch der Berteles Garten, am Verwildern war er aber nur während eines Jahres gewesen. Das war [illegible] der Zeit, als sich die Witwe in ihrem Schmerze über den jähen Tod ihres Mannes nicht aufzurichten vermochte, und der Tochter die Augen noch nicht aufgegangen waren für den Reichtum, der ihre Kindertage umblüht hatte.

Der Berteles hatte vor allem den Flieder gern gehabt. In jedem Frühjahr war denn der Garten auch ein einziges [illegible]dermeer, aus dem die Duftwellen weiß und blau und [illegible]chäumten. In der Ecke kuschelte sich eine Laube unter [illegible]derbüsche, dicht umrankt von Jelängerjelieber. Aus der Tür sah man auf die kleinen runden Beete mit ihren ausdauernden Stauden und ein gutes Dutzend Rosenstöcke, die das Mariele sorgsam im Schnitt hielt.

Am Zaune hin rauschte der Schönbach und wußte in den lauen Sommernächten unendlich viel Schönes zu erzählen.

Das Häuslein selber stand unmittelbar am Dorfwege, und wer vorüberging, konnte zwischen den bescheidenen Mullgardinen hindurch das saubere, behagliche Stübchen mit seinem blanken Zinn im Topfbrett, der Nähmaschine am Hoffenster und den blühenden Blumenstöcken auf den Fensterbrettern, übersehen. Wen es danach gelüstete, der trat an eines der Fenster und plauderte mit dem Mariele oder seiner Mutter. Und das taten ihrer viele; denn von dem Berteles Hause ging stets ein Hauch von Zuverlässigkeit und guter, tapferer Gesinnung aus. Mutter Berteles allerdings verwand den Bruch, der durch ihr Leben ging, nicht. Und nun kam die Sorge um das Mariele dazu. Wo sollte das bloß noch hinausgehen! Dabei ließen sie sich nicht raten, die jungen Leute, und freilich, freilich, der Hohlöfner war im Grunde eine Seele von einem Menschen, aber...

So lag Pauline Berteles auch in der Nacht vom Sonntag zum Montag wieder schlaflos vor lauter Sorgen. Und der Tag war doch so schön gewesen und die Hohlofenleute, nein, wirklich, als wenn das Mariele schon zu ihnen gehörte! Der Nachbar Ender, dessen Wirtschaft fünf Häuser weiter oberhalb am Bache lag, hatte sich der heimkehrenden Bertelessin zugesellt gehabt und, es geschah ganz gewiß in der allerbesten Meinung, die Rede auf Rudolf und das Mariele gebracht.

Pauline Berteles kannte ihn seit dreißig Jahren, sie wußte auch, daß die Leute manchmal nicht gut von ihm redeten und ihn einen Heimtücker nannten, aber die Frau tat niemand Böses und traute niemand Böses zu. Was der Ender sagte, das waren zudem Dinge, die sich die Bertelessin selber nicht verheimlichte.

Triefend von Biederkeit, hatte er davon gesprochen, daß das Mariele das beste Los verdiene, das einem Menschen werden könne, daß es aber doch unklug sei, es zwischen ihr und dem Einzigen vom Hohlofenhofe soweit kommen zu lassen, daß das Auseinandergehen mindestens nicht mehr stillschweigend und schmerzlos geschehen könne. Ernsthaft sei ja doch die Sache wohl kaum; denn daß Korn, der erste Bauer im Dorfe, eine Schwiegertochter willkommen heißen werde, die so wenig hinter sich habe wie das Mariele, das werde sich doch wohl die Berteles Mutter selber nicht einbilden. Im übrigen, er wolle ja nichts sagen, aber Korn sei in der ledigen Zeit kein Guter gewesen. Dem Sohne sei gewiß nichts nachzureden, aber... Junge Leute!!! Und was dann?

Bislang hatte die Bertelessin geschwiegen. Bei den letzten Worten aber war sie aufgefahren. Für das Mariele könne sie stehen und — für den Rudolf auch. Vom Hohlöfner selber habe sie übrigens auch nie etwas Schlechtes gehört, und die Leute lebten so einig zusammen, daß es eine Freude sei. Ganz warm war die Berteles Mutter geworden, hatte mehr gesprochen als sonst in Tagen und härter aufgetrumpft, als sie sich sicher selber zugetraut. Der Ender war förmlich auf den Mund geschlagen gewesen und

nicht dazu gekommen, der Frau seinen Sohn als Eidam anzubieten. Und das hatte er doch gewollt.

Hastigen Fußes kehrte Pauline Berteles heim, stand mitten in der Stube und seufzte. Und seufzend ging sie zu Bett. Da kehrten alle die Worte des Ender wieder, hatten ein ander Gesicht, bestachen durch ihre Biederkeit und forderten Bejahung. Auch die verletzenden. So oft sie auch Mutter Berteles verneinte, sie saßen wie Widerhaken im Fleische.

Das Mariele hatte etliche schwere Tage, und als Rudolf Korn am Mittwoch leise an das Fenster nach dem Garten zu klopfte, zankte die Mutter ihre Tochter zum ersten Male um des Verkehrs willen aus. Das aber war der so völlig fremd und ungewohnt, daß sie weinend zu ihrem Schatze hinaus kam.

Als Rudolf Korn erfahren, was vorlag, ging er kurzerhand zur Mutter Berteles in die Stube. „Das Mariele hat mir erzählt, daß Ihr unsere Heimlichkeit nicht mehr leiden wollt. Ihr habt recht, und ich will da bald Ordnung schaffen. Aber das Mariele laß ich nit. Nit im Guten, nit im Bösen! Das sage ich. Schlechtes braucht Ihr nit von mir zu denken. Nun seid nit bös, Berteles Mutter."

„Rudolf", hatte die Frau entgegnet, „dein Vater leidet's nit. Das weiß ich, und dasselbe sagen andere Leute."

„Wer sind denn die anderen Leute?"

„Der Ender..."

„Aha. Das ist gerade der Richtige. — Berteles Mutter, ich weiß nit, was der Vater sagen wird, die Mutter steht auf meiner Seite. Der Vater? Er hat das Mariele selber viel zu gern. Will er's aber etwa doch nit leiden, dann wird's wohl hart zugehen, aber nachgeben tu ich nit. Eher will ich den Hof nit haben, als das Mariele nit. Und die anderen Leute? Es sind noch nie zwei zusammengekommen, über die die Leute nix zu reden gehabt hätten. Loben tun sie bloß, die gestorben sind. Wenn mir aber der Ender noch einmal in die Quere kommt, dann soll er sich hüten. Das sag ich. Und nun, Berteles Mutter, seid vernünftig. Wir zwei lassen nit voneinander".

Mutter Berteles freute sich der Entschlossenheit Rudolfs, ohne daß deswegen ihre Sorge gemindert worden wäre. So hielt sie's denn mit dem Herrgott. Er hatte ihr das Mädel gegeben, das förmlich ein liebes Wunder war, hatte die jungen Herzen einander finden lassen und war nun verantwortlich. —

Die Woche verging. Es war eine harte Arbeitswoche. Vom Morgen bis in die Nacht arbeiteten die Leute auf ihren Kartoffelfeldern.

Heinrich Korn schritt im Morgenlichte hinter seinen Gäulen her, die zwischen den Furchen gingen, sang, pfiff, wie es kam, machte das zufriedenste Gesicht und war innerlich voll tiefen Dankes und hoher Freude.

Wie sollte ein Mensch auf solchem Stück Erde aber auch nicht fröhlich sein, obwohl der Boden eher dürftig als fruchtbar war. Schönbach lag reichlich vierhundertfünfzig Meter hoch, die Winde orgelten oft mit lauter Stimme darüber hin, die Donner vergrollten lang anhaltend in den Tälern rundum, die Erde gebar schier in jedem Jahre Millionen neuer Schieferplatten, aber es war Heimat, in der aus jeder Breite der Schweiß langer Geschlechter wie frommer Opferrauch stieg. Mit der Sonne stand der Hohlöfner auf, griff in der Wirtschaft zu und ließ es sich nicht nehmen, der erste auf dem Felde zu sein. Dann brauten in den Tälern noch die weißen Nebel und krochen wie lange Schlangen an der Berge trutzigen Mauern dahin. Von den Wipfeln der Bäume pfiffen die Amseln, und über den Feldern trillerten die Lerchen. Die Furchen dampften, Stare marschierten hinter dem Pflüger her, Immen flogen summend vorüber.

Die Bienen waren Heinrich Korns besondere Freunde. Er war einer der wenigen Schönbacher Bauern, die sich selber der Bienenzucht befleißigten, und tat es viel weniger des Honigs wegen als darum, weil ihm das Leben im Bienenstocke Gleichnis war, und er daran Freude fand. Überhaupt sah der Mann in Tieren allezeit Kameraden. Soviel er von seinen Pferden verlangte, er gab ihnen kaum einmal harte Worte, und das übliche Hü und Hott hatte er in militärische Kommandos umgewandelt, befahl: Marsch, gebot: Halt, kommandierte: Rechtsum, linksum. Der Hohlofenhof war, obwohl der größte in Schönbach, doch keineswegs groß. Es gehörten zu ihm etwa achtzig Morgen Feld und Wiese und knapp hundert Morgen Wald. Die Wirtschaft aber ging am Schnürchen, die Felder trugen gute Ernten, und Korns Vieh war stark und gut gehalten. Des Bauern Leute hingegen an ihm, kannten seine Art, freuten sich seiner Scherze, steckten schweigend einen harten Tadel ein, weil er nie unverdient war. So gern der Mann polterte, lieber noch scherzte er.

Nicht weit vom Hohlofenacker hatte die Berteleſin ein Stück Kartoffelland. So ging denn das Mariele, die Hacke geschultert, das Wäglein hinter sich herziehend, jeden Morgen am Hohlöfner vorüber. Sie kam keinen Morgen vorbei, ohne daß er sie angehalten hätte. Über den freundlichen Gruß hinaus wußte er stets ein Scherzwort. Einmal ging er hinter seinen Pferden her und sang, daß es schallte: Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen. Das Lied hatte einst Kantor Ritter im Gesangverein eingeübt. Und siehe, als er so lustig sang, kam auf einmal vom Wege her die zweite Stimme, und das war eine Frauenstimme. Der Bauer stutzte, drehte sich um, nickte dem Mariele zu und sang weiter. Da war das Mädchen heran, Korn kommandierte: Halt! Die Pferde standen, er setzte sich auf den Pflug.

„Von vorne, Mariele. Das habe ich gar nit gewußt, daß du so schön singen kannst. Wer recht . . ."

Es schallte über die Felder hin, brandete an die nahe Waldmauer und versickerte zwischen den Stämmen. Das Lied war zu Ende. „Das hast du gut gemacht, Mariele. Was kannst du denn eigentlich nit?"

„Heiraten."

„Wieso nit?"

„Das muß ich mir doch gefallen lassen."

„Spottvogel. Heiratest doch auch."

„Kommt ganz darauf hin. Vielleicht muß ich ledig bleiben."

„Wäre noch schöner. Werden doch die Burschen nit alle Schlafmützen sein. — Wie weit bist du eigentlich mit euren Erdäpfeln?"

„Noch zwei Tage, dann bin ich fertig. Die Mutter kann nit mit zugreifen."

„Hast's nit ganz leicht, Mädel."

„Möcht's gar nit leichter haben."

„Ist recht. — Wenn der Rudolf nachher kommt, kann er die Pferde nehmen. Dann bist du mit Ja und Nein fertig."

„Hohlöfner, wir — können's nit bezahlen."

„Mach mich nit falsch, Mariele. Hab ich was gefordert?"

„Dann sage ich schön Dank und will's in der Ernte glatt machen."

„Kannst du halten wie du willst." Der Bauer schmitzte mit der Peitsche. „Marsch!" Die Pferde zogen an.

So schlenderte der Mai langsam aus der Welt. Es verging kein Tag, an dem Heinrich Korn nicht mit dem Mariele Gruß und Scherzwort ausgetauscht, und immer wärmer ward ihm bei dem Gedanken: Wenn dir der Rudolf die als Schwiegertochter brächte! Und es war wunderlich: Der Mann, der sonst wahrhaftig der Herr im Hause war, getraute sich nicht, seiner Frau die heimlichen Gedanken zu verraten, weil er glaubte, ihr sei das Mädchen zu gering.

Wieder war es Sonnabend. Der Flieder, der im hochgelegenen Schönbach bis tief in den Juni hinein blühte, überschüttete das Berteles Häuschen mit Duftwellen, und wer vorüberging, brach sich gern eine der hängenden Blütentrauben ab. Das Wetter hatte in den letzten, warmen Tagen mehrfach gedroht. Wolken waren hochgekommen und hatten sich wieder verzogen. Heute hatten die Schönbacher bestimmt geglaubt, es werde ein Gewitter geben. Am Abend aber spannte sich der Himmel wieder weit und klar über das Bergland.

Abermals stand Heinrich Korn, die Pfeife im Munde, im Hoftore. Er tat es immer gern, am liebsten aber am Sonnabend, wenn der Sonntag um die Ecke lugte. Da blackte der Mann in tief innerlicher Freude das sauber gefegte Dorf hinab, in dessen Mitte Kirche und Schule standen und etliche große Linden im Abendwinde rauschten. Dann war es ihm feierlich zumute. Ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, spannte er seine Seele weit hinaus, feierte wortlos auf seine Art und war in dem Augenblicke ein demütiger Mensch, der seiner Tage und seines Lebens Grenzen

erfühlte und ahnte, daß es schade sei um ein Leben, das sich nicht dem Guten verschrieben.

Sich rückwärts kehrend, sah er den Sohn mit einer Schütte Stroh aus der Scheune kommen. So wenig er mit dem ob seiner stillen Art einverstanden war, so gern achtete er seinen nie ermüdenden Fleiß und seine unbedingte Zuverlässigkeit. Hätte er eines gewußt, das, daß Rudolf nicht weichlich, daß er, wenn es not tat, eisenfest und stahlhart sein konnte, er wäre restlos mit ihm zufrieden gewesen. Dafür aber hatte ihm der Sohn noch keinen Beweis gegeben und nicht geben können.

(Fortsetzung folgt.)

Graufells Erlösung.

Aus dem Leben eines Rehbockes.

Erzählt von A. Schöneberg = Rodenbach.

Graufell, der schwache Sechser von der Hasenhardt, stand am Rande einer Fichtenschonung und fegte, daß Bast und Nadeln flogen. Während jeder rechtschaffene Bock sein Gehörn längst blank hatte, saßen an seinem immer noch die Bastfetzen. Am Nachmittage war Graufell unversehens seinem Feind Weißzack, dem Herrscher auf der Hasenhardt, vor die langen spitzen Enden gelaufen, und die spürte er jetzt noch in seiner linken Seite. Der alte Tyrann jagte und hetzte ihn, daß ihm kaum Zeit zum Äsen blieb. Bei diesem Jammerleben hatte sich seine Decke nicht einmal vollständig gehaart, und ein richtiger „roter“ Bock war er nicht. Manch eine der grauen Wintergrannen saß noch fest wie ein Holzbock, und das hatte ihm bei dem Jagdpächter den Namen „Graufell“ eingetragen.

Graufell blinzelte nach dem großen Feuerauge am Himmel. Es stand tief am Waldrand zwischen den Bäumen. Lange rote Flammen stachen grell und blendend durch die angrenzenden Kiefernhochstämme und malten schmächtige, schwarze Schattentiere auf den Boden. Irgendwie kam dem Bock zu Bewußtsein, daß die Geißen jetzt schon in den Kleeschlägen ständen und sich sorglos vollästen. Unwillig stampfte er den Boden, weil der Geschmack von frischem Löwenzahn seinen Gaumen kitzelte, aber ein Rumpeln und Schlackern im Magen belehrte ihn, daß es nur Einbildung war. Er schnupperte mißmutig auf dem Boden herum, aber da wuchsen nur Binsen und Sauergräser zwischen den Fichtensetzlingen.

Langsam schlenderte Graufell durch die Kiefern und näherte sich dann vorsichtig der Feldmark. Hin und wieder drang ihm die verwehte, schwache Witterung seines Todfeindes Weißzack in den Windfang.. Dann blieb er stehen, zog ärgerlich die Oberlippe hoch, daß die Zähne bleckten, und forkelte wütend an einem Stämmchen herum.

Am Rande des Eichenschälwaldes verhoffte er lange. Das rote Feuerauge war verschwunden, und Himmel und Erde begannen grau zu werden. Der Bock versuchte, langsam am Waldrand hinziehend, Witterung von seinem Sprung zu bekommen. Doch der Wind stand vom Wald in das Feld hinein und roch nur nach Baum und Mulm. Er wartete noch so lange, bis er den alten Weißzack bestimmt draußen wußte. Quälte ihn auch der Hunger, er hatte Warten gelernt. Als es fast dunkel war, zog er langsam, Schritt für Schritt, durch den Schälwald, quer durch die Stockausschläge, denn er mied grundsätzlich jeden Wechsel.

Derweil saß auf dem Hochsitz über dem Hauptwechsel ein Mann in grüner Kleidung. Dem zitterten die Hände wie das Schüttelwerk an der Dreschmaschine. Das Herz schlug ihm in den Hals, als wollte oben etwas heraus kommen, was eigentlich in den Magen gehörte. Der Mann hatte das Jagdfieber. Seit Minuten — ihm schien es eine Ewigkeit — sah er sechs lange, blanke Enden unbeweglich hinter einem Busche stehen, Enden, die nur Weißzack gehören konnten, jenem Hauptbock, auf den er seit Jahr und Tag vergeblich weidwerkte. Es vergingen beinahe zehn Minuten, ehe der alte, mißtrauische Bock in das Schußfeld vorzog und den Kopf zum Äsen senkte. Dann aber mußte der Jäger noch bis 100 zählen, ehe er das Zittern in den Gelenken so weit beschwichtigt hatte, daß die Mündung seiner Kugelbüchse nicht mehr auf und ab tanzte wie ein Kuhschwanz unter den Sommerfliegen. Endlich lag die Büchse unbeweglich zwischen Backe und Schulter, und das Fadenkreuz in der Linse des Zielfernrohres faßte das Blatt des Bockes. In diesem Augenblick machte der Jäger die Augen ganz eng und den Finger krumm. Als er die Augen wieder weit machte, lag Weißzack zwischen Klee und Löwenzahn und schlegelte nur noch matt mit den Hinterläufen. Es war aus mit Wiese, Wald, Wildbahn und Welde, doch der Alte starb klaglos, wie es sich für einen freien Bock und Gebieter eines Sprunges geziemt.

Seit der Sekunde des Schusses befand sich Graufell auf einer planlosen Flucht durch Dick und Dünn. Er hatte Hunger und Durst, Liebe und Haß vergessen und rannte mit bebenden Läufen. Als der Knall in seine Lauscher schlug, durchrann ihn Entsetzen. Er machte eine hohe Flucht, als sei die Kugel in sein Blatt gefahren. Mit dem Donner der Büchse fiel die Erinnerung über ihn her wie der Fuchs über den Wildentenschoof. Wenn die schöne Zeit des Jahres kam, dann hatte es im Walde geknallt, und allemal war ein freier Bock dahin gewesen auf Nimmerwiedersehen.

In dieser Nacht riefen schon die Hähne, ehe Graufell es wagte, die Feldmark anzunehmen. Er äste sich hastig halbsatt und wechselte vor Tau und Tag flüchtig zurück in eine Tannendickung. Der Zufall wollte es, daß er über Weißzacks Sterbebett zog, und da stank es für Graufells empfindliche Nase entsetzlich nach Mord und Brand, nach Mensch und Hund, und Weißzacks Witterung war da, aber fremd und widerlich, also daß Graufell sich noch mehr entsetzte und in hohen Fluchten abging. Am nächsten Tage trieb er sich unruhig allein umher, dann aber zwang ihn ein dunkler Trieb, den Sprung zu suchen. Das war rasch getan. Er kannte die Gewpohnheiten der Geißen. Seine Nase war ein unbestechlicher Führer. Bald war die Fährte gefunden, und er zog rascher und rascher darauf hin. Als ihm die warme Körperwitterung der Ricken entgegenschlug, ergriff ein neuer, nie gekannter Geist von seinem zaghaften Herzen Besitz. Steifbeinig stelzte er mit kurzen Schritten näher, senkte den Kopf, knuffte die Rehe aus dem Lager, daß die Schmalrehe ängstlich fiepten, und erklärte den Verdutzten damit, daß nunmehr er ihr Herr und Gebieter sei.

Eine neue Zeit brach für Graufell an. In drei Wochen war seine stecken gebliebene Haarung beendet, seine Sommerdecke glatt und glänzend. Als richtiger „roter“ Bock zog er über die Hasenhardt. Einmal versuchte ein stärkerer fremder Nebenbuhler, ihm die Herrschaft über den Sprung streitig zu machen. Aber Graufell nahm den Gegner wie ein Donnerwetter an und rannte ihm die Enden mit solcher Liebenswürdigkeit in die Dünnung, daß der Fremde gern seiner Wege ging. —

Zu nächsten Sommer kann der Jagdhüter seinem Herrn berichten: „Auf der Hasenhardt geht ein starker Sechser!“ — Es ist ein Graufell, der ein kapitales Gehörn aufgesetzt hat. Der Jagdpächter möchte es gar zu gerne über seinen Schreibtisch an die Wand hängen, denn er meint, für einen guten Bock sei dies das rühmlichste Ende. Doch Graufell ist ein schlauer Bursche. Er zieht erst zur Äsung, wenn Kimme und Korn nicht mehr zusammenzubringen sind. Vor Tau und Tag steht er wieder in der Dickung. Um die Mittsommerzeit wechselt er in die Roggenschläge ein, da steht er bis zur Ernte sicherer als im Walde. Wechsel benutzt er grundsätzlich nicht, denn er kennt die Tücken des Zweibeiners, seinesgleichen dort aufzulauern. Nie zieht er zweimal an derselben Stelle zur Äsung. Den Vormittagsbummel der Rehe macht er nie mit. Er verläßt sich auf Lauscher und Seher, mehr aber noch auf seine Nase, mit der er im Winde liest wie der Forstrat in der Zeitung. Er verzichtet seelenruhig auf die beste Äsung, wenn er sich nicht vollkommen sicher weiß. Was seine scharfen Sinne ihm an Gefahr nicht verraten, das läßt ihn ein glücklicher Zufall unbewußt fühlen, denn Glück muß selbst ein Bock haben.

Er bleibt unsichtbar wie ein Geist. Nur in stockdunklen Nächten treibt er sich mit seinen Ricken polternd um den Hochsitz herum, auf dem der Jagdherr sitzt und sich schwarz ärgert.

Die Natur.

J. W. von Goethe.

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und sie zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin; aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff. Und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihr Gesetz unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist die Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzuteilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt, Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachend. Gibt sie eine mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, tausend stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.



Bunte Chronik

* **Wenn ein Eisenbahner wahnsinnig wird.** Um 11 Uhr abends saß der Bahnwärter Emile Murger wie gewöhnlich in seinem kleinen Blockhaus auf der Eisenbahnstrecke Marseille — Lyon und wartete auf den Schnellzug, der aus Marseille kommen sollte. Plötzlich öffnete sich die Tür und ein Mann mit wirrem Haar, brennenden Augen und zerschlitzter Kleidung trat in die Stube, ohne ein Wort zu sagen. Noch ehe der brave Bahnwärter zu sich kommen konnte, stürzte sich der Eindringling auf ihn und band ihn fest. Dann ging der Fremde an das Stellwerk und zog an einem Hebel. Gelähmt vor Schreck hörte der Bahnwärter, wie das Zeichen ertönte. In einigen Minuten sollte der Zug passieren. Der Fremde murmelte dann unverständliche Worte vor sich hin, öffnete die Tür und verschwand. Eine Katastrophe schien unvermeidlich. Der Zug raste vorbei, während es dem Beamten mit unerhörter Anstrengung gelang, sich der Fesseln zu entledigen. Er rief sofort die Polizei und die nächste Station an. Nichts war passiert. Der Zug fuhr fahrplanmäßig vorbei, denn es geschah ein Wunder. Der Eindringling hatte, ohne es zu wissen, den richtigen Hebel gehoben. Inzwischen wurde das Rätsel gelöst. Der Fremde war früher ein Eisenbahnbeamter, den man wegen Trunksucht und schlechten Betragens entlassen mußte. Zuletzt wurde er wahnsinnig und schwor, wie er sagte, der Eisenbahnverwaltung bittere Rache. Er schlich sich in das Blockhaus, in dem er seinerzeit gedient hatte, um eine Katastrophe herbeizuführen. Das unberechenbare Schicksal rettete aber unzählige Menschen vor dem Tode, indem es die Hand des Wahnsinnigen richtig lenkte.

*

* **Mikroskopische Kinoaufnahmen.** In dem Boyce Thomson Institut von Yonkers im Staate Newyork gibt es ein besonderes Laboratorium für Pflanzenkunde, das einen mikroskopischen Kinoapparat besitzt. Der Apparat für Sichtaufnahmen gestattet, kleine Organismen zu photographieren, die mit dem bloßen Auge nicht wahrzunehmen sind und die dann studiert werden. In drei Minuten Zeit kann man dort die verschiedenen Stadien der Entwicklung des Korns beobachten, vom Säen bis zum Alter von sechs Wochen. Das Laboratorium besitzt Filme, die die Entwicklung und das Wachsen der meisten Pflanzen und Gemüse zeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.